

Für die *Schwäbische Heimat* zusammengestellt von Prof. Dr. Wilfried Setzler

Friedemann Schmoll

Erinnerung an die Natur – Die Geschichte des Naturschutzes im deutschen Kaiserreich. (Reihe

«Geschichte des Natur- und Umweltschutzes», Band 2). Campus-Verlag Frankfurt/New York 2004. 508 Seiten. Broschur € 45,-. ISBN 3-593-37355-6

Dies ist kein Buch, das man am Stück verschlingt, und auch keines, das als Nachttischlektüre taugt. Man muss sich viel Zeit lassen und voll konzentrieren, um das Feuerwerk brillant formulierter, aber inhaltsschwerer Sätze in sich aufnehmen zu können. Die Zusammenhänge erschließen sich einem nur dann, wenn man dran bleibt: Wer sich aber durchkämpft, hat viel zur historischen Entwicklung des Naturschutzgedankens dazugelernt.

Das Verhältnis des Menschen zu Natur und Landschaft im aufkeimenden Industriezeitalter zieht sich wie ein roter Faden durch das Werk. Nach Jahrzehnten, ja Jahrhunderten menschlichen Kampfes gegen die Natur kam nach 1870 auf einmal eine Gegenbewegung auf, die die Kultur als Hauptfeind der Natur ansah, die die alten Frontverhältnisse ins Gegenteil verkehrte. Die Gründe dafür und die Hintergründe werden ebenso anschaulich beschrieben wie die Aktivitäten der ersten Naturschützer und die Reaktionen auf ihr Tun. Zahllose Zitate aus unterschiedlichster Primärliteratur machen das Buch zu einer schier unerschöpflichen Quelle. Dabei bleibt es nicht beim Zitieren, vielmehr werden die Zitate interpretiert und in den großen geschichtlichen und thematischen Zusammenhang gestellt.

Umfassend wird die Entwicklung der Naturschutzbewegung von ihren Anfängen an dargestellt. Interessant ist, dass ehrenamtliche, amtliche und politische Initiativen zeitweise parallel einhergingen, sich aber zeitweise auch aufspalteten und sogar bekämpften. Im Hinblick auf die Gründung

des Deutschen und damit auch des Schwäbischen Heimatbundes ist folgende Passage interessant; der Leser bekommt damit gleichzeitig ein Beispiel für die oben genannten «inhaltschweren Sätze» zu verkosten: *In den Auseinandersetzungen um den Schutz der Natur während des Kaiserreiches war von ökologischen Begründungen zwar auch, aber vergleichsweise wenig zu hören – kein Wunder, standen solche Wissensformen den frühen Naturschützern auch gar nicht zur Verfügung. Statt dessen wurde die Forderung nach Naturbewahrung begleitet von einem diffusen Gewirr aus ethischen, ästhetischen, utilitarischen, sozialhygienischen, wissenschaftlichen, nationalkulturellen, pädagogischen aber auch zumindest vor-ökologischen Einwänden. Symptomatisch für die Argumentationsweise des Naturschutzes im Kaiserreich ist eine diffuse Gemengelage aus nationalistischen Überhöhungen, romantischen Naturbildern, prä-ökologischen Gleichgewichtsvorstellungen und ethischen Idealismen. Durch diese Breite an Argumenten und Legitimationen wird es möglich, daß sich in der vagen Forderung nach dem Schutz einer nur unpräzise beschreibbaren «Natur» Menschen unterschiedlicher weltanschaulicher Couleur und gesellschaftlicher Herkunft zusammenfanden. Der gemeinsame Nenner schien zunächst einfach darin gefunden, einem alles unterjochenden Fortschritt das Bewahrenswerte der Natur entgegenzuhalten.*

Genau genommen ist diese Schilderung der Gedankenwelt der ersten Naturschützer auch heute noch für die Beweggründe der meisten Naturschützer und Heimatfreunde zutreffend – wissenschaftliche Hintergründe, seien es nun ökologisch-naturwissenschaftliche oder umweltpolitische, werden bei den allermeisten Naturschützern nach wie vor von «einem diffusen Gewirr» weiterer Beweggründe begleitet – von subjektiver Ästhetik, Romantik, von Kindheits-erinnerungen, Umweltängsten und vielem anderen mehr. Dies ist keines-

wegs abwertend oder negativ gemeint, sondern soll lediglich als Grund dafür angeführt werden, weshalb Diskussionen zwischen Naturschützern und erst recht Diskussionen zwischen Naturschützern und Nutzern manchmal so kompliziert und leider oft auch ergebnislos verlaufen.

Wer über diese Themen mehr wissen möchte oder wer seine eigenen Beweggründe für sein Naturschutzengagement hinterfragen möchte, für den lohnt sich die Lektüre dieses dicken grünen, nicht ganz billigen Buches allemal. Reinhard Wolf

Gregor Markl und Sönke Lorenz (Hrsg.)

Silber – Kupfer – Kobalt. Bergbau im Schwarzwald. Markstein Verlag Filderstadt 2004. 215 S. mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Gebunden € 24,80. ISBN 3-935129-10-6

Legt man drei Streichholzschachteln nebeneinander, so hat man ungefähr die Größe eines Silberbarrens von einem Kilo Gewicht. Daraus konnte man im Mittelalter 800 Silberpfennige mit 1,3 Gramm und 2000 Tübinger Pfennige von 0,5 Gramm schlagen. Als sich um 1500 die Talerwährung durchgesetzt hatte, ergab ein solcher Silberbarren 35 Taler mit jeweils 28 Gramm.

Seit karolingischen Zeiten war das Silber das Münzmetall und entsprechend gesucht. Im Harz, im Erzgebirge und in den Ostalpen fand man das wertvolle Metall, aber auch im gesamten Schwarzwald. Dabei muss man wissen, dass bereits Vorkommen mit 300 Gramm Silber in einer Tonne Erz als abbauwürdig galten, also ein Anteil von 0,03 Prozent. Um 1600 wurde bei Freudenstadt eine Tonne Silber gewonnen, hundert Jahre zuvor in Schneeberg, Erzgebirge, aber 121 Tonnen.

Dennoch setzten Adel, Klerus und wohlhabende Bürger vom hohen Mit-

telalter bis ins 18. Jahrhundert hinein immer wieder im Schwarzwald ihr Kapital ein, um an das ersehnte Metall zu gelangen. Die Bergleute – sie kommen übrigens in diesem Buch kaum vor – hatten bei ihrer unsäglich harten Arbeit bereits einen Achtstundentag, mussten zweimal vier Stunden in die schmalen, kaum einen Meter hohen Stollen, um mit Hammer und Schlägel und mit Einsatz von Feuer den Gang voranzutreiben, wobei sie gerade einmal eine Handbreit pro Tag schafften.

Der Schwarzwald ist ein Gebirgszug aus Granit und Gneis, nur im Norden mit dem jüngeren Buntsandstein bedeckt, der ein Alter von 300 Millionen Jahren aufweist. Folglich sind auch die ältesten Erzgänge sehr alt, etwa die Pechblende bei Menzenschwand. Im Laufe der Erdgeschichte gab es immer wieder Erdbeben – erst kürzlich wieder eines mit dem Epizentrum Waldkirch – mit Folgen für das Erdinnere. Es gab Bruchstellen und Verwerfungen, oft nur wenige Zentimeter schmal und viele hundert Meter tief. In diesen Spalten strömt aus früheren Zeiten Wasser mit gelösten Elementen nach oben sowie von oben nach unten und setzt sich mineralisch ab. Diese hydrothermalen Vorgänge haben in den Spalten hoch geschätzte Erzgänge in unterschiedlicher Zusammensetzung entstehen, ja man kann beinahe sagen: wachsen lassen. Ein Prozess, der bis heute andauert.

Es ist unglaublich, aber wahr: Kaum einen Erzgang haben unsere Altvorderen übersehen. Begonnen haben die Erkundung und der Abbau im Südschwarzwald mit den Römern, bis dort im 14. Jahrhundert der Ertrag zurückging. Sulzburg und die reine Bergbaustadt Münster bei Staufen im Breisgau, die kürzlich ausgegraben wurde, sind hier zu nennen. In einigen Glasfenstern des Freiburger Münsters sind Bergleute bei ihrer Arbeit unter Tage abgebildet. Im 16. Jahrhundert verlagerte sich der Bergbau ins Kinzigtal – Haslach, Schiltach, Wittichen und Wolfach – und in den Nordschwarzwald mit Christophstal bei Freudenstadt, Königswart und Neubulach. In Neuenbürg wurde lange Zeit Eisenerz abgebaut und bis

ins 19. Jahrhundert zu Sensen verarbeitet.

Wenn man bedenkt, dass das Erz in Pochen zerkleinert und sortiert und in den Hütten mit Holzkohle mehrfach geschmolzen wurde, ehe man mit der Zugabe von Blei endlich das Silber als flüssige Masse abstechen konnte, dann verwundert es nicht, dass dies schon lange nicht mehr rentabel ist. Einige Besucherbergwerke sind in letzter Zeit eröffnet worden, und eifrige Mineraliensammler suchen in den Pingen, in den Abraumhalden vor den Stolleneingängen, nach übersehenen Kostbarkeiten. Nur noch ein einziges Bergwerk wird im Schwarzwald betrieben, die Grube Clara bei Oberwolfach mit weniger als hundert Personen, die Mineralien wie Baryt und Fluorid gewinnen. Die Grube Clara ist übrigens mit über 300 verschiedenen Mineralien eine der artenreichsten Fundstellen der Welt.

Neun Wissenschaftler – Petrologen, Botaniker, Archäologen, Historiker und Kunsthistoriker – haben in diesem Sammelband versucht, ihren Beitrag zum Thema «Bergbau im Schwarzwald» zu liefern, kenntnisreich und anregend. Doch es bleibt festzuhalten, dass es Überschneidungen gibt, denn zugrunde liegt eine Tübinger Vortragsreihe des «Studium Generale» vom Sommersemester 2003. So kann keine konsequente Schilderung des Bergbaus im Schwarzwald und der Entwicklung der Metallurgie in diesem Gebiet geboten werden, auch wenn jeder Beitrag eine geschlossene Einheit bildet.

Das «Große Buch zum Bergbau im Schwarzwald», wie die Verlage heutzutage ein solches Produkt anpreisen würden, die Darstellung von Grube zu Grube oder von Region zu Region im Ablauf der Epochen, das fehlt also weiterhin, trotz fachübergreifender Sicht sowie vielseitiger und tiefschürfender Informationen.

Es gibt noch viel zu explorieren und in den Archiven zu erforschen. Die reichhaltige Bebilderung dieses Sammelbands, der auch nützliche Karten enthält, sei ausdrücklich hervorgehoben.

Martin Blümcke

Ulrich Müller

Vom Musketier zum GI – Geschichte der Gmünder Garnisonen.

(Veröffentlichung des Stadtarchivs Schwäbisch Gmünd Nr. 9). *Einhorn-Verlag + Druck GmbH Schwäbisch Gmünd 2003. Gebunden € 14,80. ISBN 3-927654-98-1*

Nachdem die ehemalige freie Reichsstadt Schwäbisch Gmünd 1803 württembergisch geworden war, legte Württemberg Militär in die neu erworbene Stadt. Im Laufe der Zeit wurde daraus eine der bedeutendsten Garnisonsstädte des Landes. Nach dem Abzug der Amerikaner im Jahre 1991 war diese Epoche zu Ende, und dies war für den Autor der Anlass, diese in sich abgeschlossene Phase der neueren Stadtgeschichte darzustellen und zu bewerten. Bei seiner Untersuchung hat er neben den allgemein zugänglichen Quellen auch bisher noch nicht bearbeitete Unterlagen der amerikanischen Militärregierung verwendet, daneben auch allgemeine Forschungen zum Thema «Militär» herangezogen, sodass eine fundierte wissenschaftliche Arbeit entstanden ist, die eine Lücke in der Stadtgeschichtsschreibung schließt.

Wenn auch zunächst untersucht wird, wie sich die Anwesenheit von Soldaten in der Stadt auswirkte, wie ihr Verhältnis zu den Einheimischen war, so gilt doch die Fragestellung des Autors auch den politischen Umständen, die zur Aufrüstung bzw. zum Neubau von Kasernen geführt haben. Auch der Frage, wozu schließlich die Gmünder Soldaten ausgebildet wurden und in welchen Kriegen sie eingesetzt waren, wird in der notwendigen Kürze nachgegangen. Bemerkenswert ist, dass die Stadt sowohl vor dem Ersten Weltkrieg sehr am Neubau bzw. an der Erweiterung der Kasernen interessiert war, hoffte man doch dadurch, bedeutende Impulse, sprich Aufträge, für die heimische Wirtschaft zu gewinnen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war dies ganz anders, und die Errichtung der amerikanischen Garnison war von deutlicher Distanz begleitet, obwohl sie politisch – man denke nur an den Koreakrieg – von der Bundesregierung gewollt war. Wenn sich